

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 31

Sonntag den 2. August

1914

Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was meinte der Mensch damit? War von ihm die Rede — hoffentlich sähe man ihn, den Volontär Falke, nie wieder? — Höchst seltsam! — Wenn Gruse die Wahrheit gesagt hätte! — Er für

von seiner Wanderung nach dem Mühltal und was er da gesehen und gehört hatte.

„War der Kadler auch wirklich Neyth?“ fragte der Kommerzienrat sehr mißtrauisch, als er zu Ende war.

„Ganz ohne Zweifel, Onkel. Und ich würde bei der Sache noch gar nichts Besonderes gefunden haben, wenn Gruse vor einiger Zeit mir nicht so seltsames Zeug vorgefälscht hätte: von Schmuggeleien, von Geschäftsgeheimnissen, die der Oberingenieur ans Ausland verkauft, von seiner Freundschaft mit dem übel-



König Friedrich August von Sachsen auf einer Besuchsreise durch das Erzgebirge: Begrüßung in Olbernhau.

seine Person traute dem Oberingenieur jeden Schurkenstreich zu und hielt es nun für durchaus wahrscheinlich, daß diese beiden Männer unter einer Decke spielten. Neyth pflegte doch sonst nicht einem einfachen Manne so herzlich die Hand zu drücken. Er tat doch immer furchtbar vornehm schlichten Leuten gegenüber. — Gruse mußte unbedingt recht haben. Auf alle Fälle wollte Werner dem Onkel heute noch erzählen, was er beobachtet und welche Vermutungen sich ihm aufdrängten. Möchte der überlegen lächeln, wie leider gewöhnlich, wenn auch mal ein Jüngerer klug sein wollte, oder nicht, er hatte dann wenigstens seine Schuldigkeit getan. — Um schneller heimzukommen, schlug er auch die bequeme Chaussee ein, auf der er in einer halben Stunde die Villa erreicht haben konnte.

Nach dem Abendessen saß Werner mit dem Herrn und der Frau Stralau noch ein Weilchen beisammen wie sonst in den Tagen, als noch nichts Trennendes zwischen ihnen und ihm lag. Aller Groll schien heute begraben zu sein, er wurde mit einer Herzlichkeit behandelt, die ihn beinahe rühren mußte. Und dann sprach er

berückichtigten Schiffmann, der doch wegen Schmuggels schon öfter bestraft wurde.“

„Wohl erschien das gewohnte überlegene Lächeln ganz flüchtig um Stralaus breiten Mund, aber dann wurde er doch recht ernst und nachdenklich. Besonders, als seine Gattin bemerkte:

„So einem Kerl gibt doch kein anständiger Herr die Hand. Sagte Neyth nicht überhaupt heute mittag, er müsse nach Tannenhof wegen der bestellten Lokomotive?“

„Mit dem ersten Zuge reiste Werner am nächsten Tage also ab, und Tante Amalie war gütig genug, ihm zu guter Letzt noch mit einer Träne im Auge zuzusüstern:

„Ella werde ich schön grüßen von Dir, mein Junge.“

„Als der Kommerzienrat Neyth hernach fragte, ob es stimme, daß er gestern nachmittag im Mühltal gewesen sei, da leugnete der das schlankweg, ohne eine Spur von Verlegenheit.

„In Tannenhof war ich,“ sagte er sehr ruhig. „Darf ich wissen, wer mich in Mühltal gesehen haben will?“

„Falke sagte es mir.“

„Merkwürdig, wo man mich überall sieht! Ich glaube ganz bestimmt, daß ich einen Doppeltgänger habe.“

Lächelnd schüttelte er dabei den Kopf, und Stralau gab sich zufrieden. Freilich mußte er nachher doch noch öfter an Werners Worte denken.

IV. Kapitel.

Niemand hatte Werners plötzliche Verletzung nach Freiental mehr betrauert als Gruse und seine Tochter. Freilich sollte sich ein guter Bekannter des Volontärs um den Bedauernswerten kümmern, aber das war namentlich für die Goldmarie nur ein schwacher Trost, denn dieser Herr wandte ihnen niemals bares Geld zu, sondern sorgte nur dafür, daß dem Kranken täglich etwas Suppe und sonstige Speisen gebracht wurden. Da schrieb Marie denn an den hochherzigen Wohlthäter nach Freiental einen mit Tränen benetzten Bittbrief, in dem sie ihn beschwor, ihnen doch nur ein einzigesmal noch etwas Geld zu — leihen, weil der Vater sonst verhungern müßte.

Aber zu ihrer bitteren Enttäuschung antwortete Werner, der durch seinen Bekannten genau auf dem laufenden gehalten wurde, sehr kurz:

„Ihre Klagen sind unberechtigt. Bargeld würde nur Ihnen zugute kommen, nicht Ihrem Vater. Darum schicke ich nichts. — Es ist mir bekannt geworden, daß Sie den größten Teil der Ihnen von mir gegebenen zwanzig Mark in Fuß angelegt haben.“

Werner Falke.

Der Brief empörte die freche Person dermaßen, daß sie des jungen Herrn Wohlthaten vollkommen vergaß und einen glühenden Haß auf ihn warf. Freunden und Bekannten gegenüber prahlte sie jedoch damit, daß sie mit dem schönen Volontär in Briefwechsel stehe, zeigte auch wohl den Briefumschlag mit seinem Monogramm.

„Mädel, gib mir das Skuvert,“ sagte Banner, als er es ebenfalls sah. „Ich zeige es unserm Oberingenieur. Dann freut er sich wie ein Schneekönig, weil er neuen Stoff findet, Falke was anzuhängen.“

Und so gelangte der harmlose Umschlag mit Werners Schriftzügen denn wirklich in Meyths und wenige Stunden später sogar in Stralau's Hände.

„Sie sehen, Herr Kommerzienrat,“ sagte jener mit Triumphatoriene, „meine Vermutungen sind doch nicht unbegründet gewesen: Herr Falke muß mit dieser Dine auf recht gutem Fuße gestanden haben, sonst würde er ihr nicht schreiben. Der Brief soll voller Zärtlichkeiten sein, so daß der Arbeiter Banner, der ihn las, als er Gruse besuchte, ganz empört war und es für seine Schuldigkeit hielt, mir das Schriftstück zu zeigen. Der Brief selber ist ihm nun leider abhandlung gekommen. Er behielt nur den Umschlag.“

Herr Stralau schüttelte recht unmutig seinen Kopf, berührte das Stück Papier mit den Fingerspitzen, wie etwas sehr Unsauberes, das er aus der Gasse auflesen müßte, legte es beiseite und sagte dann:

„Es scheint große Erbitterung gegen Werner zu herrschen, daß man sich angelegentlich bemüht, ihn zu verklären. Ich denke, wir lassen die Sache auf sich beruhen, Herr Meyth, und beschäftigen uns mit wichtigeren Dingen.“

Der Oberingenieur verbeugte sich leicht und murmelte kaum verständlich:

„Ich meinte es nur gut und hielt es für meine Schuldigkeit.“ Wie sehr die Angelegenheit seinem Chef nachher noch durch den Kopf ging, das ahnte er nicht.

Aber Stralau sprach am Abend lange und ernst mit seiner Gattin darüber, und beider gute Meinung von ihres Pflege Sohnes lauterem Lebenswandel sollte durch das erbärmliche Lügengewebe stark erschüttert werden.

Bereits nach vierzehn Tagen traf Ella ganz unerwartet wieder in der Villa ein. Es hatte ihr dieses Mal in Berlin ganz und gar nicht gefallen. Sie fühlte sich auch nicht besonders wohl und schien etwas bleichsüchtig geworden zu sein. Darum eben, gab sie an, käme sie schon jetzt nach Hause. Die Eltern waren nicht wenig überrascht, und ihre scharfsinnige Mama ahnte den wahren Grund sofort: die Sehnsucht nach Werner. —

Ja, so und nicht anders verhielt es sich in der That. Daß der Geliebte ihren Brief nicht beantwortet hatte, trotzdem sie ihn zum Schluß sehr dringend gebeten, es doch ja gleich zu tun und ihm auch genau angeeignet, wie er adressieren solle, bereitete ihrem jungen Herzen großen Kummer und ließ darin qualende Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Liebe von Tag zu Tag mehr wachsen werden. Sollte er denn an dem Abend nur im Laumel einer jäh auslösenden Leidenschaft gehandelt haben? Geruete es ihn nachher wieder? Daß er nicht einmal in der ganzen Zeit schrieb, war doch grausam und herzlos von ihm. Oder sollte ihm etwa etwas fehlen? — Gewißheit wollte sie haben, darum litt sie es nicht länger im Trübel der Millionenstadt.

„Ist sonst etwas Neues passiert inzwischen, Mutchen?“ fragte sie dann mit eigentümlich gepreßter Stimme, sobald sie sich mit der Mama allein in ihrem Boudoir befand.

„Nichts von Bedeutung, Kind. — Ja so, daß Werner nach Freiental abgereist ist, schrieb ich Dir nicht auf der letzten Karte. Ich vergaß es ganz.“

Sie wurde ganz blaß, und ihr entsetztes Gesicht verriet des liebenden Herzens Empfinden nur zu deutlich.

„Nach Freiental? Warum denn das? — Wie lange? Und dies schreibst Du mir nicht!“ rief sie mit zitternder Stimme aus.

„Der dortige Ingenieur Hegeler mußte hierher kommen, Kind, da er in der hiesigen Fabrik durchaus notwendig ist. Da hat Werner denn seinen Posten übernommen. Er bekommt Gehalt und kann sehr froh darüber sein. Aber mein Liebling, regt Dich denn das so sehr auf? Ich sollte Dich noch schön grüßen von ihm.“

„Mama, ist es nur darum, daß er fortgeschickt wurde? Du machst ein Gesicht, als wenn —“

„Nun laß nur, Herzblatt! Zieh' Dich erst mal um und genieße etwas. Siehst mir ganz durchgefroren aus. Sollst eine heiße Tasse Tee trinken. Nachher erzähle ich Dir alles ausführlich, mein Kind! Ach Gott, ich bin ja froh, daß ich Dich wieder hier habe!“

„Aber nein, Mutter, es friert mich gar nicht. Bitte, erzähle doch gleich! Ist etwas vorgefallen hier? Hat Werner Differenzen mit Meyth gehabt? Der war ihm doch nicht wohlgesinnt.“

Es half nichts, Frau Amalie mußte mit der Sprache herausscheiden. Nach einigem Hin und Her schloß sie ihr Töchterchen dann erst noch einmal innig in ihre mütterlichen Arme, wischte sich eine Träne aus den Augen und sagte darauf in ihrem zärtlichsten Ton:

„Kind, wenn Du es denn durchaus wissen willst, sollst Du es erfahren. Aber nimm die Sache nur nicht tragisch. — Papa hatte allerdings noch einen andern triftigen Grund: Werner ist jung und sehr unerfahren. Du weißt auch, daß er eine recht impulsive Natur ist. So junge Männer in seinem Alter müssen nun mal ihre Liebesabenteuer erleben. Sie halten das für

selbstverständlich, und man verurteilt sie darum auch nicht gleich. Aber das junge Mädchen, für das unser Junge ein gar so lebhaftes Interesse an den Tag legte, hätte ihm doch gefährlich werden können, darum hielt Papa eine Trennung für notwendig.“

Mit einem Schmerzenslaut sank Ella aufs Sofa und starrte die Mutter mit entgeistertem Antlitz an:

„Ein Mädchen? Werner sollte Interesse für — eine andere gehabt haben?“

„Es ist leider so, mein Herzblatt. Du kennst ja so junge Männer noch rein gar nicht.“

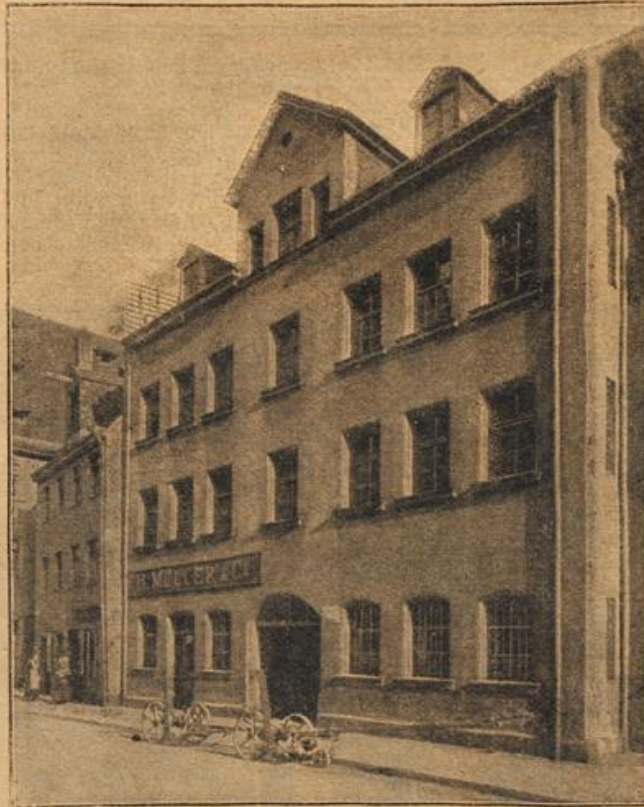
„Wer ist das Mädchen, wie heißt es, wie sieht es aus?“

„Ich kenne die Person nicht weiter, hörte nur, daß sie rotes Haar habe und es vorzüglich verstehen sollte, jungen Herren mit Erfolg nachzustellen. Sie steht in keinem guten Ruf, ist Verkäuferin oder so etwas, und ihr Vater soll ein heruntergekommenes Subjekt sein.“

Sofort fiel Ella wieder ein, was der brummige Christian ihr am Abend vor der Abreise angedeutet hatte, aber trotzdem rief sie mit tränenerstickter Stimme aus:

„Mama, das ist einfach nicht möglich! Werner hatte vor mir keine Geheimnisse.“

„Es ist leider doch so. Er wird Dir so etwas nicht verraten. Die Person steht sogar noch jetzt in regem Briefverkehr mit ihm



Das Geburtshaus von Hans Sachs in Nürnberg ermittelt.

Damit Du ganz klar siehst, mein Kind, und Dich nicht Illusionen hingibst, die zu noch weit herberen Enttäuschungen führen könnten, will ich Dir einen Brief zeigen, den Werner an dieses Mädchen schrieb — wenigstens das Ruwert. — Warte, ich hole es.“

Und nun starrte die so grausam Betrogene auf den rosa-farbenen Briefumschlag, der des Geliebten charakteristische Schriftzüge trug: An Fräulein Maria Gruse, Bergfeld, Hafengasse 13, lautete die Adresse.

Und darüber befand sich das goldene Monogramm seines Namens.

Da presste Ella krampfhaft beide Hände ans schmerzlich zudende Gesicht und weinte so bitterlich, daß ihrer Mutter das Herz blutete und sie sich verzweifelte Mühe gab, die zu Tode Betrübt zu trösten und zu beruhigen.

„Kind, ich mußte es Dir sagen. Es ist zu Deinem Guten. Du wirst ruhiger werden, wenn Du nur erst eine Nacht darüber geschlafen hast,“ sprach sie, während ihr selber die Tränen unaufhaltam über die Wangen perlten.

„Denke daran nicht schlechter von Werner. Sieh nach wie vor den Bruder in ihm und vergib ihm, wenn er unrecht an Dir gehandelt hat. Er ist nun doch einmal eine so leidenschaftliche Natur.“

Aber die Jammernde, Betrogene, in ihren heiligsten Gefühlen Getäuschte konnte nicht verzeihen. Das war zu schlecht von Werner. Ach, vielleicht würde sie immer noch nicht an seine Schuld geglaubt haben, wenn sie es nicht selber gesehen hätte, daß jenes Mädchen es sogar gewagt hatte, ihn vor der Villa zu begrüßen,

Bergfeld zurückkehre, oder daß ich in einem fremden Betrieb eine Stellung annehme.“ Da gab es wieder eine heftige Szene, und Werner sah seinen Pflegevater genau in derselben Aufregung wie damals, mußte bittere Vorwürfe über sich ergehen lassen und sogar eine Beleidigung einstecken, deren Sinn ihm ganz und gar unverständlich blieb:

„Du kannst das Ewigweibliche wohl nicht entbehren und trägst Verlangen nach neuen Liebesabenteuern. Gottlob, daß Ella kuriert ist und Dich richtig beurteilt.“

Ja, wie sie ihn beurteilte, das glaubte er nun genau genug zu wissen. Sein Liebestraum war eben ein Wahn gewesen. Als Mann von Energie hatte er sich einigermaßen über die arge Enttäuschung hinwegzusetzen gelernt hier in der schrecklichen Einsamkeit. — Aber seines Wertes war er sich demnach voll bewußt. Darum eben gab er jetzt nicht nach, sondern trotzte Stralau.

„So versuche Dein Heil in der Welt. Aber wundere Dich nicht über meine unerbittliche Strenge, wenn Du bald als verlorener Sohn reumütig zu mir zurückkehrst.“

Das sollten die Filiale noch am selben Tage. Im Ausland, und zwar in Kopenhagen, konnte er gerade jetzt in einer bekannten Fabrik für Flugfahrzeuge durch Vermittlung eines seiner Hochschullehrer ein Unterkommen finden, freilich ein recht bescheidenes. — Davon sagte er indessen nichts.

Höchst verdrossen lehrte Stralau denn wieder heim und teilte den Seinen mit zornbebender Stimme mit, daß sie Werner nun wahrscheinlich niemals wieder zu sehen kriegen würden:

„Wir haben unsere Wohltaten an einem Unwürdigen verschwendet,“ sagte er. „Ich weiß nicht, was aus dem Menschen geworden ist. Er widerspricht mir und ist einfach davongelaufen. Aber ich ahne den Zusammenhang: die rot-haarige Hexe spukt ihm im Kopfe herum. Zufällig erfuhr ich, daß sie auch ausgerückt ist. Nun, mögen sie beide im Sumpf unkommen. Ich habe ihn nicht retten können, denn er will klüger sein als ich. Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn.“

Seine Gattin verfiel vor Aufregung in Krämpfe und wurde ernstlich krank. So etwas hatte sie nicht erwartet. Werner stand ihrem Herzen doch nahe wie ein Sohn. Sie machte dem Gatten die heftigsten Vorwürfe, daß er gar so hart gewesen wäre und wünschte nichts sehnlicher, als daß alles noch einmal würde, wie es früher gewesen.

Ella aber seufzte still in sich hinein und sagte zu sich selbst: „Nun ist alles, alles aus zwischen ihm und dir! Möge Gott mit ihm sein in der

Fremde. — Du mußt ihn vergessen.“

In dieser Zeit, wo düstere Schatten über der Stralauischen Villa lagen, zeigte der Assessor v. Miller sich ganz besonders als treuer Freund und Tröster. Er erschien täglich mit den teuersten Blumensträußen, um sich nach dem Befinden der Frau Kommerzienrat zu erkundigen und hoffte von neuem, daß es ihm nun doch noch gelingen werde, Elsas sprödes Herz zu erobern. Ach, es lag ihm ja doch so unendlich viel daran, denn er steckte bis über die Ohren in Schulden und konnte sich kaum noch vor seinen Gläubigern retten. Und das heißbegehrte Mädchen begegnete ihm jetzt in der Tat ein klein wenig lebenswürdiger als bisher; nicht weil es ihn lieber mochte, sondern lediglich, weil er eine so rührende Besorgnis für die Mama zeigte und diese wie kein anderer aufzuheitern verstand. Gewiß wäre es ein herzenguter Mensch, das räumte Ella gern ein. Sie würde ihn auch lieben können, wenn nicht eben ihr Herz schon einmal einem andern gehört hätte. Wie groß müßte aber seine Liebe zu ihr sein, wie groß und wahrhaftig, daß er ihr all ihre gelegentlichen Rücksichtslosigkeiten verzieh und immer wieder kam!

Im Garten blühten jetzt die Weiden, und auf den zierlichen, muschelumsaftigen Beeten prangten Krotus, Szilla, Himmelschlüssel, Tulpen und süßduftende Hyacinthen in wunderbarer Farbenpracht. An den Büschen leuchtete im goldenen Sonnenschein das erste zarte Grün, überall schwellende Knospen, überall Frühlingswunder und Auserstehungsfreude. Wie eine Kuppel von durchsichtigem, tiefdunkelblauem Glas wölbte sich der lachende Himmel über der erwachenden Erde. Frühlingszauber umwob die weite Gotteswelt.

„Daß Mama doch jetzt hinaus könnte in den hellen Sonnenschein!“ seufzte Ella an diesem prachtvollen Apriltage still vor sich



Die Schweizerische Landesausstellung in Bern.

und wenn sie nicht ohne jegliches Lebenszeichen von seiner Hand geblieben wäre während ihrer ganzen Abwesenheit.

Die Mutter sah ein, daß es das Beste sei, sie mit ihrem ersten großen Schmerz nun allein zu lassen. — Die Zeit, jene große Trösterin, würde auch diese Wunde heilen. Und das bittere Leid müßte ja zum Segen werden. Vielleicht sähe Ella, wenn sie ruhiger geworden, den Assessor, der es doch wirklich ehrlich mit ihr meinte, aus ganz anderen Augen an. Sie ging also, nachdem sie ihrer weinenden Tochter selber den Tee ins Zimmer gebracht und ihr herzlich eine gute Nacht gewünscht hatte.

„Es war gut so,“ sagte der Gatte nachher. „Der Arzt muß zum Messer greifen, wenn es keine andere Rettung gibt. Mag die Operation auch noch so schmerzlich sein. Wir wollen unseres Kindes Bestes.“

Wochen und Monate waren verstrichen. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten mit Frost und Schnee. Aber die Alttrösterin Zeit schien Ella immer noch nicht beruhigt zu haben. Sie zeigte nach wie vor ein auffallend scheues Wesen, verspürte keine Lust mehr an den Freuden und rauschenden Festlichkeiten der Winterzeit, begegnete dem Assessor v. Miller mit eisiger Kälte und machte ganz den Eindruck einer Schwerleidenden. — Von Werner traf nur selten ein Brief an ihre Eltern ein. Und aus dem Wenigen, das er schrieb, ging immer hervor, daß er sich in der Einöde durchaus nicht wohl fühlte.

Bald nach Neujahr besuchte der Kommerzienrat ihn einmal. Da sagte er es frei heraus:

„Lieber Onkel, Du magst es herzlich gut mit mir meinen, aber hier kann ich nicht länger bleiben, da ich in diesem kleinen Betriebe absolut nichts hinzulerne. Und ich möchte doch weiter, möchte noch so sehr viel lernen. Gestatte mir also, daß ich nach

hin, während sie einsam auf den sorgfältig beharkten, frisch mit Nies bestreuten Wegen des Gartens dahinspazierte. Die Sorge um ihre immer noch leidende Mutter erfüllte in dieser Zeit ihr Herz ganz und gar, und darum sehnte sie Adalbert v. Millers Besuch häufig genug herbei, wenn er einmal nicht zur gewohnten Stunde erschien.

Eben war jetzt der Doktor wieder drinnen gewesen. Auf ihre Frage zuckte er die Achseln, setzte eine gelehrte Miene auf und antwortete: „Ja, mein gnädiges Fräulein, so ein Herzleiden ist eine langwierige Sache. Aufsehterung, Ablenkung von quälenden Grübeleien, das ist die beste Medizin. Nachher dann eine Kur in einem Badeorte, den ich noch bestimmen würde. Mit den Digitalistropfen allein ist nicht viel zu machen.“

Ganz ähnlich pflegte seine Auskunft schon seit Wochen zu lauten. Aber wer könnte denn nur immer aufheitern? Ihr war die Gabe nicht gegeben, und dem Papa noch viel weniger. Der Assessor allein verstand das mit seinem unerschöpflichen Humor. Was wußte er nicht für Scherze und Schnurren zu erzählen, der geistreiche Mann.

Da kam der Papa mit unwüthlicher Miene und gerunzelter Stirn die Terasse herunter. O, ihn mußten in letzter Zeit gewiß allerlei Sorgen bedrücken, denn er konnte ungenießbar sein bei seiner Laune. — Sollte ihm der Doktor jetzt vielleicht irgend etwas Entmutigendes gesagt haben? — Als sie ihn danach fragte, umspielte ein spöttisches Lächeln seine Lippen, und barsch erwiderte er:

„Sorge und Aerger draußen und drinnen, das ist das Los des vielbeneideten Bergfelder Kommerzienrats Stralau. Und dabei soll man der kranken Frau immer eine heitere Miene zeigen, damit sie nur ja nichts errät von all den Vergernissen, die mir die Galle ins Blut treiben. Es ist mit dem Herzleiden recht bedenklich sogar. Der Himmel weiß, was uns die Zukunft noch bringt.“

„Aber Papa — so sprich Dich doch wenigstens mir gegenüber offen aus. Ich bin doch jetzt kein Kind mehr,“ rief sie ganz erschreckt aus.

„Na ja, kannst es ruhig hören: die Firma Hartung — Du kennst diese Hartung — diese Galanten mit der unanständigen Reklame — also die Firma hat mich über-

flügelt. Einen neuen Motor konstruierte sie, der alles, was ich fabriziere, in den Schatten stellt. Und dabei handelt es sich um eine Erfindung, an der ich selber seit Monaten Tag und Nacht gearbeitet habe. Sie war ungefähr fertig. Eine Kleinigkeit fehlte. Darum zögerte ich noch, sie beim Patentamt anzumelden. Noch vierzehn Tage, und ich hätte den Ruhm geerntet. Nun hat irgend jemand in dieser Spitzbubenfirma genau dieselbe Idee gehabt wie ich und ist mir zuvorgekommen. Ich habe umsonst gearbeitet. Und da soll man nicht aus der Haut fahren? Eine solche Übereinstimmung der Gedanken ist einfach unfassbar. Man muß an Hexerei glauben, oder — an eine ganz raffinierte Spitzbuberei. Könnte ich mich auf meine Ingenieure nicht unbedingt verlassen, so würde ich annehmen, irgend jemand von ihnen hat meine Skizzen nachgezeichnet und mein Geheimnis der Konkurrenz verkauft. Aber das ist nicht denkbar. Jedenfalls bin ich furchtbar mißtrauisch geworden, selbst gegen Meyth.“

„Papa, dem Manne habe ich niemals getraut. Der hat so falsche Augen,“ unterbrach Ella ihn lebhaft.

„Ach was, falsche Augen! — Das redest Du so hin,“ brummte er. „Der Mann leistet Hervorragendes. Aber ich gehe zugrunde an dem Gedanken, von meinem ärgsten Feind überflügelt zu werden. Paul Hartung ist mal Lehrling bei mir gewesen. Der dümmste Kerl, den man sich denken kann, ein Idiot, sage ich Dir. Und nun steht er groß da mit seinem neuen Motor. O, die ganzen Zeitungen sind voll. Natürlich kriegt er 'nen Orden und auch den Kommerzienrattitel, so ein junger Dachs von noch nicht viel über dreißig Jahren. — Es ist zum Verzweifeln!“

„Ach Gott, Papa, das kann ich Dir vollkommen nachfühlen. Aber laß doch Mama nichts merken davon. Sie darf sich keine Sorgen machen.“

„So klug kannst Du reden, nun höre mal einer an! Also Dir liegt wirklich noch etwas an Deiner Mutter!“ Klang es ironisch zurück. „Aber nun will ich Dir mal was sagen, Mädchen: In Deiner Hand liegt es, um noch ein bißchen Sonnenschein ins Haus zu bringen, die Mama fröhlich zu stimmen und ihr eine ganz besonders schwere Sorge vom Herzen zu nehmen, eine Sorge, an der sie sonst zugrunde geht. — Ja, das steht in Deiner Macht. — Sei endlich vernünftig und halte den Assessor nicht länger zum Narren. Wenn aus der Verlobung Dostern was würde, dann wäre Mama gesund. Glaube mir das. Sie sagte es selber. Darum, daß Du Dein Glück mit Füßen trittst, sorgst sie sich eben mehr als um alles andere. Tu uns also den Gefallen und komme zur Vernunft! — Aber ich muß eilen. Adieu und überlege Dir meine Worte!“

Mit langen Schritten rannte er durch die Klirrend hinter ihm ins Schloß schlagende Gartenpforte hinaus, der Fabrik zu. Und Ella setzte mit ernster Miene ihren Spaziergang fort. —

Gegen Abend erschien Adalbert v. Miller wieder mit einem großen Weidenstrauß und sah heute besonders feierlich aus. Das herrliche Frühlingswetter machte das wohl. Da die Patientin sich gerade in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, um ein halbes Stündchen zu ruhen, so war Ella ganz allein mit dem Hausfreunde. Ihr bangte vor dem, was die nächsten Minuten ihr bringen würden, doch sie zwang sich zu einer gewissen Heiterkeit und zeigte sich dem Gaste gegenüber aufgeräumt noch als die letzten Tage. Und da faßte der Liebeglühende sich kurzentschlossen ein Herz,

ergriff ihre zitternde Hand und machte ihr eine Liebeserklärung, wie sie sie poetischer und romantischer kaum in Romanen gelesen hatte. — Natürlich fehlte der Kniefall auch nicht. — Und der Ueberglückliche holte sich keinen Korb: Ella gab ihm ihr Jawort. Die Unterredung mit dem Vater hatte ihren letzten Trost gebrochen. —

So war es denn geschehen: Ein Brautpaar in der Villa Amalie. —

Adalbert v. Miller stand am Ziele seiner sehnlichsten Wünsche. In wenigen Tagen würden die Zeitungen seine Verlobung mit der einzigen Tochter des reichen Kommerzienrats Stralau verkünden, und alle seine Gläubiger könnten beruhigt sein. Noch heute wollte er bei den

Eltern der Braut in aller Form um ihre Hand werben. Er verabschiedete sich darum von Ella mit der Zärtlichkeit eines vor Verliebtheit närrischen Bräutigams und begab sich sofort in das Arbeitskabinett ihres Vaters. — Schon nach zehn Minuten kehrten beide Arm in Arm zurück, und es schien, als habe der Kommerzienrat alle seine Sorgen jäh über Bord geworfen. So heiter hatte seine Tochter ihn lange nicht gesehen, und so herzlich, wie er es jetzt tat, hatte er sie noch nie geküßt. — Goldkind, Herzblatt, Liebling, nannte er sie — sie kannte ihn nicht wieder. — Und nun erst die Mama! Schonend mußte man es ihr beibringen, damit der freudige Schreck ihrem Herzen nicht etwa schadete. Es schien, als sei sie mit einem Schlage vollständig gesund geworden. Und Ella strahlte ja nur so vor Glück. Das eben erfüllte die Güte mit so besonderer Freude. Sie konnte sich unmöglich nur aus Zwang entschließen haben, dieses vortrefflichen Mannes Gattin zu werden. Nein, das mußte wirkliche Herzensneigung sein. So lachte nur das Glück aus Menschenaugen. Und das Glück war es ja auch. Aber eigentlich nur darüber, daß sie den Eltern einen so großen Dienst erwiesen, daß die Mutter völlig genesen schien. —

Bereits am nächsten Sonntag wurde die Verlobung mit standesgemäßer Großartigkeit gefeiert. — Pfingsten sollte die Hochzeit sein. —

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Es ziemt sich den Bejahrten, weder in der Denkweise noch in der Art, sich zu kleiden, der Mode nachzugehen. Goethe.



Die Ueberführung der Leiche Oberst Thomsons vom fürstlichen Palais in Durazzo nach dem Hafen.

Nachtfahrt.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Uhr nachts. Es war eilig kalt. Die Laternen standen unwirksam im aufsteigenden Nebel, und ihr Licht strahlte einen fettam engen Kreis Helligkeit aus. Seit Stunden wartete das Auto auf der Straße vor dem großen Geschäftshause der Firma Mulau u. Cie. Der Chauffeur saß zusammengelauert und machte den Eindruck eines großen Bären. Nun öffnete sich das gewaltige Eisentor des Hauses, und ein eleganter Herr trat auf die Straße hinaus. Wie elektrisiert fuhr der Chauffeur auf. Sprang mit einem Satz aus dem Wagen, riß den Schlag auf und turbelte an. Die schnelle mechanische Bewegung hatte jede Müdigkeit in ihm verschluckt. Er war wieder ganz der Herr seiner Maschine, die jedem Hebelbrücke parierte. Ratternd setzte der Motor ein. Der Chauffeur nahm wieder Platz. Nun ging's durch die schmalen Geschäftsstraßen. An den Ecken langgezogene Ruppensignale — dann in immer schnellerer Fahrt durch die Vorstadt. —

Fritz Ewers lehnte sich in das Lederpolster zurück. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, die Mütze tief in die Stirne geschoben und hielt die Hände in den Taschen, in denen die Banknoten knisterten.

Er dachte: Es ist doch eigentlich sehr leichtsinnig, das ganze Geld ohne weiteres mit sich herumzuschleppen. Wie oft hört man von Raubüberfällen — wenn es auch bloßer Zufall ist, daß es gerade dann passiert, wenn es sich für das Wegelagerergesindel lohnt. Ja — natürlich, Zufall. Wissen konnten sie es immerhin selten.

Die kalte, schneidende Nachtlust machte seinen überarbeiteten Kopf allmählich freier. Der Zustand, in dem er sich befand, war in den letzten Stunden fast unerträglich geworden. Morgen mußte er die Reise ins Ausland antreten. Alle Arrangements waren von seiten der Gesellschaft in seine Hände gelegt, weil er sich Jahre hindurch bewährt hatte. Kein Mensch würde sich nun wundern, wenn der Portier morgen berichtete, er, der Profurist, habe bis zwei Uhr nachts gearbeitet.

„Unermüdet wie immer,“ würde sein Chef lächelnd sagen. . . .

Fritz Ewers lachte hart auf. Das Lachen aber schmerzte ihn in der Kehle. Er fühlte plötzlich einen brennenden Durst.

„Germann — halten Sie vor der Linde,“ ruft er dem Chauffeur zu. Der nickte fast unmerklich. War derartige Befehle offenbar gewöhnt. Nach wenigen Minuten hielt das Auto mit scharfem Bremsen. Der Chauffeur blieb regungslos sitzen und Ewers begab sich ins Haus. Der Wirt unterhielt sich eben mit einigen späten Gästen und eilte bei Ewers' Eintritt dienstfertig herbei.

„Bringen Sie Sekt — die beste Marke aus Ihrem Keller,“ sagte Ewers. Eine Sekunde blickte der Mann in des Herrn Gesicht. Es schien ihm fremd, verändert, ohne daß er zu sagen gewußt hätte, worin diese Veränderung bestand. Hastig trank Ewers ein Glas Sekt — schob dann das Glas widerwillig von sich. —

„Wasser, Herr Wirt.“
Der brachte die Flasche, zog sich darauf kopfschüttelnd zurück. Ewers trank. Nun vermochte er ganz klar zu denken. Der Sekt würde seine überarbeiteten Nerven nur verwirren. — Das Geld, das er bei sich trug, sollte ihm morgen den Weg zur Freiheit zeigen. Sein scharfer Geist, seine geschäftliche Routine würden es erreichen, ein weit größeres Vermögen zu verdienen. Eine Kleinigkeit mußte es sein, wenn er erst gründlich mit dem Kapital arbeitete, die Summe zurückzusetzen. Wenn er nur erst drüber war! Die Geschäftsverbindungen, die er für Mulau u. Cie. antkneipen sollte, würde er selbstverständlich für die eigene Firma gewinnen. — Gewiß — die Leute hier konnten das nicht begreifen. Die sahen nicht das Große in dieser Tat. — Die verstanden nicht die Sehnsucht zur Freiheit. Die nannten ihn einen Freudenten, und sie hezten wahrscheinlich die Polizei auf ihn. Wenn nur einer — ein einziger, das heiße Sehnsüchtlings begreifen würde, das in ihm lebte — hinauszu kommen aus der Maschine, aus dem Alltag. — Einmal selbst über sich bis in die restlosesten Einzelheiten verfügen dürfen — anstatt an jedem Monatsersten sein Gehalt einzustreichen.

Rein, er mußte hinaus. Mußte das Gold in Strömen an sich reihen, um es ausgeben zu können. Nichts hinderte ihn. Kein Weib — kein Kind. Er gehörte nur sich selbst. Erst in absehbarer Zeit würde man das Kassenmanto entdecken. . . .

Wieder lachte er rausch auf. Lächerlich, diese Gedanken. Er war doch keiner, der einen Scheck unterschlug, um irgendwo eine Zeitlang herrlich und in Freuden zu leben. Er wollte nur mit dem Geld für seine Interessen arbeiten, um es zurückgeben zu können, vielleicht noch bevor die Sache an den Tag kam. —

Er zahlte und trat auf die Straße hinaus. Ein leichter Nebel wand sich um die Chausseebäume, daß sie gespensterhaft ausfahen. Es schien kälter geworden zu sein.

Das Auto fuhr. Immer schneller fauete es dahin. Die Telegraphenstangen, die Bäume, die weißen Meilensteine schienen mit unerhörter Geschwindigkeit dahinzurufen. . . . Ewers schloß die Augen. Ging's jetzt nicht noch wahnsinniger? — Der Kerl war verrückt geworden! Hatte vielleicht getrunken. Nein, unmöglich. Der war doch Abstinenzler. Warum aber fuhr er so wahnsinnig? In wenigen Augenblicken mußte die Kurve kommen. Er hatte die Entfernung von den täglichen Fahrten her im Gefühl.

„Mensch — sind Sie toll?!“

Ewers schrie es mit aller Macht. Aber der Wind trug die Worte fort. Aufgeregt, auf das schlimmste vorbereitet, beugte

Ewers sich vor — streckte seine Hand aus — um den vor ihm sitzenden Chauffeur auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Nun fuhr er entsetzt zurück. Da — das war doch nicht sein Chauffeur — dieses baumlange Individuum — mit dem Leichenwagenkutschermantel? — Mit dem flachen schwarzen Hut, unter dem ein kahler weißer Schädel hervorblitzte?! —

Ewers überwand eine Ohnmachtsanwandlung. Seine Energie setzte wieder ein. Er suchte seine Gedanken zu konzentrieren. Jetzt kam die Kurve. Das Auto legte sich fast auf die Seite. Ein Hinterrad prallte gegen einen Stein. Der ganze Wagen sprang auf und fauete wieder weiter die Chaussee entlang. —

Ewers hatte sich festgeklammert. Der vor ihm Sitzende schaute unverwandt gerade aus. Im vorüberfliegenden Laternenschein sah Ewers, daß des andern Hände fleischlos waren, wie die eines Gerippes. Kalter Schauer ließ sein Blut gefrieren. Er wollte jenen antippen, aber zu seinem Entsetzen tastete er in die Luft.

Schon sah er den Bahnübergang. Die Schranke war geschlossen. Der fällige Nachtzug mußte in diesem Augenblicke durchfahren. Wie zwei unheimlich glühende Augen durchdrangen die Lichter der Lokomotive die Nacht.

Im nächsten Moment mußte er zermalmt sein. Zermalmt?! Ihn schwindelte. Sein Hirn aber arbeitete gleich darauf mit übernatürlicher Klarheit. Im Bruchteil einer Sekunde drängten sich die Gedanken. Nun schwang er sich über den Sitz. Er taumelte und stürzte hinaus. In derselben Sekunde durchbrach das Auto mit höchster Geschwindigkeit die geschlossene Bahnschranke. Ein heftiger Anprall — ein Ruck — dann Stille.

Der Zug bremste. Das Fahrpersonal lief herbei. Die Reisenden schauten teils schlaftrunken, teils ärgerlich aus den Fenstern. Das total zertrümmerte Auto war in kurzer Zeit aus den Weg geräumt und der Zug konnte seine Fahrt fortsetzen. —

Ewers wurde bewußtlos am Bahndamm aufgefunden. Im Weichenstellerhäuschen kam er jedoch bald wieder zu sich. Er blickte sich erstaunt um. Fühlte dann einen rasenden Schmerz in seinem Arm und erkannte, daß dieser gebrochen war. Der Bahnwärter telephonierte einem Arzt. — Bevor der zur Stelle war, hörte man draußen eilige, feste Schritte. Der Beamte blickte hinaus, sah den offenbar völlig ahnungslosen Chauffeur eben über das Geleise schreiten.

„Abend —“ rief er — „ist unser Auto schon lange durch?“

„Da liegt es!“

Der Beamte zeigte auf einen Trümmerhaufen, aus dem gebogene Eisenteile herausragten.

Entsetzt stierte der Chauffeur in die ange deutete Richtung.

„Und mein Herr — wo ist er, — tot?“

„Nein — nur verletzt.“



Zur Landung deutscher Truppen in Durazzo.

„Unbegreiflich,“ sagte der Mann — „ich war nur einen Augenblick in den Hof gegangen, und als ich wiederkam, da war das Auto schon fort. Ich hatte das Nachlaufen . . .“
Nach langen Wochen sah Fräulein Ewers wieder im Bureau. Er hatte die Auslandsreise aufgeben müssen, und statt dessen war sein Chef hinübergefahren, ohne allerdings die erhofften Erfolge aufzuweisen zu können.

„Sie hätten an meiner Stelle drüben sein müssen, Herr Ewers,“ sagte er nach seiner Rückkehr — „ich bin überzeugt, Sie hätten den ganzen Markt an sich gerissen. — Unsere Firma hat Sie nun, um ihr Vertrauen zu beweisen, zum Direktor ernannt.“ . . .

Ewers Gesicht wurde plötzlich heiß und rot.
„Das verdanke ich jener Nachtfahrt. — Wäre sie damals glücklicher verlaufen, dann hätten Sie wahrscheinlich weniger Ursache, mir Ihr Vertrauen in so hohem Maße zu bekunden. Wir sind alle nur Menschen.“

Der Chef verstand ihn nicht. Stielt ihn offenbar für ein wenig spleenig. — War überhaupt in letzter Zeit so merkwürdig gewesen — dieser Ewers. — Na — mochte er! Wenn er für Firma Mulau u. Cie. das bisherige Interesse auch weiterhin vertrat, konnte man zufrieden sein. Persönliche Regungen gingen ihm ja weiter nichts an.

Weisse Rosen.

Von M. Schifferings.
(Nachdruck verboten.)

Die Villa des Bankdirektors Herkrath liegt draußen an der Kastanienallee mitten im Grünen. In die Abgeschiedenheit des großen, schattigen Gartens, der das rosenumspinnene Haus umgibt, dringt kein störender Straßenlärm, kein Laut von außen. Traumseliger Frieden liegt über dem gepflegten Fleckchen Erde. Der Sonnenschein lachte, und im süßigen Blütenrauschen an den Mauern empor und verbreiteten einen würzigen Duft.

Vera Reinhold ging hinaus, um nachzusehen, ob die Levkoien schon blühten, die sie selbst gepflanzt. Verträumt streifte sie auf den sonnigen Pfaden umher, ließ den warmen Wind ihre Wangen umkosen und fragte sich ob nun der Sommer käme. Zweimal schon hatte sie auf ihn gewartet, denn er sollte ihr Genesung bringen, ihre zarte Gesundheit festigen. Wie sie sich danach sehnte! Gesund und stark zu sein wie die Cousinen, nicht mehr verhätschelt zu werden von Onkel und Tante Herkrath. Es tat so weh, immer der Gegenstand der Nachsicht und des Mitleids zu sein, immer den ständigen Druck zu fühlen, kränzlich, hilflosbedürftig zu sein. Alle sehnten voraus, daß sie nicht alt würde, die wenigsten verbargen solche Gedanken vor ihr. „Wenn der Sommer kommt, Kleine,“ sagte die Tante, „dann wirst Du Dich kräftigen.“ Und Vera fühlte, sie glaubte selbst nicht an die Wahrheit ihrer Worte. Das war eine bloße Redensart, jetzt schon drei Jahre lang.

Vera Reinhold reckte die schmalen Glieder. Sie freute sich des Sonnenlichtes und der blühenden Rosen.

„Guten Tag, Fräulein Vera,“ scholl da eine kräftige Stimme, „wie blühend Sie aussehen, nicht wahr, das macht der Sommer, jetzt leben Sie nur noch von Hoffnungen und Erwartungen.“

Mit ihren großen Kinderaugen sah Vera zu dem Sprechenden auf. Dann schüttelte sie traurig den Kopf. „Ich finde es nicht schön. Und ich hoffe und warte auf nichts, Herr Clavens,“ klang es leise.

„Aber weshalb nicht?“ fragte dieser erstaunt.
„Weil ich — nicht alt werde,“ klang es zurück, „alle sagen es, Tante neulich erst.“

Ein Zug von Unmut trat in das offene, wettergebräunte Gesicht des jungen Gutsbesizers. „Menschenweisheit ist Stümpererei,“ sagte er überzeugungsvoll, „man erfährt es täglich. Aber Sie sollten Ihr Leben einmal ändern, Fräulein Vera, eine regel-

rechte Tätigkeit beginnen, die Geist und Gemüt anregt, — arbeiten, liebes Fräulein.“

Vera streckte ihre Hände aus, ihre weißen, zarten Hände, und wiederholte sinnend: „Arbeiten?“

Der große starke Mann nahm die feinen Kinderhände in seine großen Hände und sagte mit frischem, gesundheitsfröhlichem Gesicht: „Ja, arbeiten, Fräulein Vera, Sie führen ein Dämmerleben, das auf die Dauer dem gesundesten Menschen nicht bekommt. Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas.“

Er führte Vera an einen versteckten Platz im Garten, wo kümmerliche Blumenpflanzen standen. „Möchten Sie nicht eine kleine Gärtnerin sein?“ fragte er mild. „Sehen Sie, das Unkraut überwuchert die Blumen und ersticht sie. Wie kümmerlich die weißen Rosen blühen, und die blauen Gloden lassen traurig ihre Köpfchen hängen. Beginnen Sie einmal und schaffen Sie die kleine Wildnis in ein Blumengärtchen um. Jeden Tag versuchen Sie mehr zu leisten, ohne sich zu übermüden, ich bin gewiß, wenn die Rosen sich hier zu voller Blüte entfalten, dann blühen auch Rosen auf ihren Wangen.“

Staumend hörte Vera Reinhold zu. So hatte noch niemand zu ihr gesprochen, niemand hatte je gedacht, daß sie etwas leisten könnte. Wie gern wollte sie dem Puppenspieler ein Ende machen.

Gleich am folgenden Tage ging sie an die Arbeit. Es war nicht leicht, und sie wurde müde. Aber sie begann immer wieder mit neuem Eifer, wenn sie ein wenig geruht. Ein kleiner Better hatte mal seine kleinen Gartengeräte dort gelassen. Die suchte sie jetzt hervor; jätete und hackte. Die gesunde Bewegung rötete ihre Wangen, machte ihre Augen leuchten. Wie schön das war! Vera wollte gesund werden. Sie fühlte sich plötzlich freier und sicherer. Etwas Wunderbares vollzog sich in ihrer Seele, eine Kraft wuchs empor, schob die Kindheit fort und ergriff Besitz von ihr. Sie ging nicht mehr wie eine Nachtwandlerin, sie lag nicht mehr nachts mit offenen Augen und wachem Sinnen. Sie schlief jetzt, tief und fest, nach ihrem Tagewerk, und manchmal kamen Träume, seltsame, wunderbare, die ihr ein Rätsel schienen. —

Onkel und Tante Herkrath schüttelten den Kopf über das seltsame Gebahren der „Kleinen“. Aber sie sagten nichts. Warum sollte sich das Kind nicht die Langeweile vertreiben? Sie hatte ja ohnehin nicht viel vom Leben. Und während die Verwandten voll Mitleid ihrer dachten, stand „das Kind“ in seinem Garten, wo an dem Rosenstrauch eine vollentfaltete, wunderschöne weiße Rose blühte. Sie stand, den Blick in den leuchten-

den Himmel getaucht, betend, träumend, — wie eine geläuterte Seele, die aus der Kindheit in eine schöne Jugend treten will. Es war ein neues Wesen in ihr, das wuchs und wuchs; sie meinte, Schwingen zu haben, die sie über das Alltagsleben hinwegführten bis zu den Toren ihrer Sehnsucht. Plötzlich kam sie zu sich, aber der leuchtende Blick blieb in ihren Augen und das Lächeln auf den Lippen. Der goldene Sonnenschein umflutete wie ein Glorionschein ihr Köpfchen, und der Juliwind, der tosend durch den Park strich, sprach zu ihr.

Sidonie Herkrath war aus der Residenz gekommen, müde, eine kleine Falte zwischen den Augenbraunen. Sie hatte eine Enttäuschung erlebt. Die gute Mutter wollte zu ihrer Beruhigung eine Gesellschaft geben, zum Schlusse sollte getanzt werden. Sie las eben die Liste der Eingeladenen durch. „Wie?“ rief sie überrascht, „Clavens gehört dazu, Du mochtest ihn doch nie.“
„Allerdings nicht,“ gestand Sidonie, „aber er ist doch Gutsnachbar, und man kann nicht wissen.“ — Sie wechselte einen Blick mit der Mutter.

Vera Reinhold sollte zum ersten Male in der Gesellschaft erscheinen. Ein duftiges Spitzenkleid sollte sie tragen und weiße Rosen, — die letzten von dem Strauche, der so dankbar geblüht. Sie lag in ihrem Zimmerchen, ein wenig zu ruhen, ehe sie sich ankleiden ließ. Die Cousinen nebenan flüsterten und berat-



Königin Wilhelmine von Holland und ihre Tochter Juliana.

schlugen. „Ob Clarens kommt?“ meinte Roberta, die jüngere der beiden Schwestern.

„Warum sollte er nicht?“ fragte Sidonie, „er kann sich doch freuen, unser Gast sein zu dürfen.“

„Er hat's nicht nötig,“ sagte Roberta, „er ist reich.“

„Aber ein Reiche mit wenig feinen Manieren, einem braunen Gesicht und großen, plumpen Händen,“ gab Sidonie zurück. „Und doch wolltest Du ihn laden?“ entgegenete Roberta scharf. „Willst Du auf neue Eroberungen ausgehen, jetzt, wo Deine Enttäuschung noch in Deinem Gesichte geschrieben steht?“

„Eben darum,“ versetzte Sidonie gereizt, „ich will dem anderen zeigen, daß eine Sidonie Herkrath zu stolz ist, um einem Manne nachzutrauern.“

„Und Du bräutest das fertig, Du?“ fragte Roberta erstaunt, „dann kann mir Clarens leid tun. Wenn Du ihn wenigstens noch leiden könntest.“

Sidonie ließ ein wegwerfendes „Hm“ vernehmen.

Vera Reinhold lag da, regungslos, die Augen geschlossen. Aber sie schlief nicht. Jedes Wort der Cousins hatte sie gehört. Jetzt wurde es still nebenan. Roberta steckte den Kopf durch die Zimmertür.

„Sie schläft,“ sagte sie zu Sidonie, die am Spiegel stand. Auf den Fußspitzen gingen sie hinaus.

In Veras Seele vollzog sich etwas Wunderbares. Eine dunkle Gestalt kam und nahm ihren Gleichmut, ihre Ruhe mit fort. Sie bangte um den Reden mit dem braunen Gesicht und den großen, plumpen Händen. Die hatten ihr doch einmal den Weg gezeigt zur Gesundheit und Lebensfreude. Und ein Entschluß kam über sie, der sie über alle Kinderschüchternheit hinwegsetzte. Sie richtete sich auf.

Als das Mädchen kam, ließ sie sich willig ankleiden, überhörte aber die Ausrufe über ihre Feengestalt, ihr goldenes Haar. Eine seltsame Unruhe hieß sie zum Fenster hinausbliden, und als die Kofe gegangen, wandte sie keinen Blick von dem Weg, der vom Nachbarhofe zur Villa führte. Da — Wagenrollen und am äußersten Ende des Parkes wirbelte Staub auf. Vera eilte hinaus und ergriff in der Eile einen schweren, dunklen Mantel, in den sie sich hüllte.

Nun stand sie unter den herblich gefärbten Bäumen, und der Wind umtoste ihre zarte Gestalt in der schweren Umhüllung.

„Fräulein Vera,“ rief Clarens, als er näher kam, „Sie werden sich erkälten. Was suchen Sie hier?“

„Sie,“ stammelte Vera atemlos, „ich wollte Sie bitten, nicht zum Diner zu kommen.“ Sie brach fast zusammen, der schwere Mantel lag wie ein Gewicht auf ihr, aber sie sprach weiter: „Sidonie hat eine Enttäuschung erlitten, und einem anderen zum Trost will sie — Sie erobern. Aber sie liebt Sie nicht.“

Nun war es heraus. Vera atmete schwer, die Erregung färbte ihre Wangen rot, und der Mann, der vor ihr stand, erkannte in ihr kaum das Kind wieder, dessen zarte Hände er zur Arbeit geführt.

Erwin Clarens war tief erschüttert. Er hätte so gerne seinen kraftvollen Arm um die liebliche Gestalt gelegt, aber er bezwang sich.

„Bleiben Sie ruhig, Fräulein Vera,“ sagte er, „Ihre Cousine wird ihren Zorn gegen den andern an mir nicht fühlen. Sehen Sie, ich bin groß und stark, und mein Herz ist von einem Panzer umgeben, durch den kein Pfeil dringt. Ich liebe auch nicht die stolzen, fremden Blüten, die wider Willen im Heimatgarten wachsen, ich will nur eine weiße Kofe für mein Herz, — für mein Heim, — die will ich hüten und schützen vor dem rauhen Leben, sie muß ganz mein sein. Was sagen Sie dazu, Vera?“

Nichts. Sie stand reglos mit gefalteten Händen, wie im Traum, und dachte nur, wie gut es die weiße Kofe haben würde, die an keinem Herzen blühen durfte. Sie hatte vergessen, daß es Herbst war, ihr deuchte er schöner als der Frühling.

Ueber der ganzen Natur lag die Ruhe der Vollendung. Die schweren Wolken am Himmel zerrissen, und mit strahlendem Lächeln umfing die Sonne die herbstreife, farbenprächtige Erde. Ringsum leuchtete und glühte es, und in Veras Herz zog eine stille, reine Freude. Sie wußte nichts mehr von Leid und drückender Enge. Frieden und Liebe segneten sie.

Sprüche.

Jede Person hat zwei Erziehung: die eine, die sie von anderen erhält, und die andere, die wichtigere, die sie sich selbst gibt.

*

Der Welt soll man vertrau'n, auf sie sich nicht verlassen,
Hab' auf Dich selbst Vertrau'n, wo andere Dich verlassen,
Und wo Dein Selbstvertrau'n wie das auf Menschen bricht,
Da hab' auf Gott Vertrau'n, nur er verläßt Dich nicht.

*

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, Deine Pflicht zu tun, und Du weißt gleich, was an Dir ist.

Unsere Bilder.

König Friedrich August von Sachsen auf einer Besuchsreise durch das Erzgebirge. König Friedrich August von Sachsen besuchte auf seiner allsommerlichen Landesreise diesmal die Industriegegend des sächsischen Erzgebirges. Die Bevölkerung bereitete dem Monarchen überall einen freudigen Empfang, besonders in den Bergstädten Olbernhau und Seiffen. Der König besichtigte eine große Anzahl von Heimarbeiterwohnungen.

Das Geburtshaus von Hans Sachs in Nürnberg ermittelt. Das Geburtshaus von Hans Sachs ist jetzt in Nürnberg ermittelt worden. Archivrat Dr. Mummehoff konnte in der Brunnengasse 25 den urkundlich feststehenden Nachbar, einen Büttner, feststellen, und so wurde als Geburtshaus von Hans Sachs das Haus Brunnengasse 23 einwandfrei festgestellt. Dieses Haus erhielt der junge Hans Sachs von seinem Vater Jörg Sachs, der es gleichfalls als Heiratsgut von seiner Frau bei seiner Verlobung im Jahre 1519 erhalten hatte. Unsere Aufnahme zeigt das Geburtshaus in seiner jetzigen Gestalt.

Zur 300-Jahrfeier der Erfindung der „Logarithmen“: Lord John Napier, der Entdecker der Logarithmen. Die Stadt Edinburgh rüstet sich, um in diesen Tagen ihren großen, ehemaligen



Lord John Napier, der Entdecker der Logarithmen.

Mitbürger Lord Napier, Carl of Merchidon, den Entdecker der unwalzenden Logarithmen, zu ehren. Im Jahre 1614 war es, als Lord Napier seine Entdeckung machte, die eine neue Aera in der Rechenkunst bedeutete.

Die Schweizerische Landesausstellung in Bern. Ahtzehn Jahre sind vergangen, seit die Schweiz ihre letzte Landesausstellung veranstaltet hat. Wohlbedacht, von langer Hand vorbereitet, ist nun in diesem Jahr in Bern die neue Landesausstellung entstanden. Sie liegt unvergleichlich schön auf einem Hochplateau im Nordwesten der Stadt mit dem Blick auf die leuchtende Kette der Alpen sowie auf das materielle alte Bern, und zugleich bietet sie ein klares und anschauliches Bild von den hervorragenden Leistungen des Schweizervolks in Landwirtschaft und Industrie, Handel und Verkehr, Kunst und Wissenschaft, Volkswohlfahrt und Heereswesen. Nicht nur der Vergnügungsreisende, der die Berner Ausstellung als eine neue Attraktion der Schweiz besuchen wird, auch der berufliche Interessent wird von dieser imposanten Darstellung schweizerischer Arbeit profitieren, die an Flächeninhalt die Brüsseler Weltausstellung noch übertrifft.

Die Ueberführung der Leiche Oberst Thomjons vom fürstlichen Palais in Durazzo nach dem Hafen. Die Leiche des im Kampfe gegen die Aufständischen in Albanien gefallenen holländischen Offiziers wurde vor kurzem von seiner provisorischen Grabstelle auf ein holländisches Kriegsschiff gebracht, um nach der Heimat überführt und dort beigesetzt zu werden. Der Fürst mit seinem ganzen Hofstaat befand sich im Trauerzuge. Unser Bild stellt diesen Moment dar.

Der neue Jachthafen in Hamburg. Der bisherige Liegeplatz der Jachten an der Neumühlenseite muß geräumt werden, weil die neuen Hafenerweiterungsarbeiten sich bis zu diesem Platz ausdehnen. Es wurde daher ein neuer Jachthafen gebaut, der praktisch und mit allen Neuerungen versehen den Wünschen aller Jachtsegler entspricht.



Sprüche.

Der Mensch bahnt sich mit der Flamme des Denkens und mit dem Funken des Lebens den Weg zu seinem Ziel. Aber er vollbringt diesen Weg, er vollendet sich selber nur durch Schweigen und Tat.

*

Nach der Kraft gibt es nichts so Hohes, als ihre Beherrschung.

Ein interessantes Gebäude in Indien: Das Palais der Winde in Jaipore. Die indische Religion, die in der Hauptsache der Lehre des Buddhismus folgt, verehrt vorwiegend Naturgottheiten, die Kräfte der Natur in ihren mannigfaltigen Ausprägungen, z. B. die Sonne, das Feuer, das Gewitter, der Wind usw.

Zebrafarmen. Die britische Regierung sendet jetzt viele Jäger aus, die Zebras einfangen sollen. Man beabsichtigt, diese als Zuchttiere zu benutzen und ihre Jungen dann zu Zug- und Reittieren aufzuziehen. Das eigentliche Zebra ist sehr schwer zu zähmen; verwandte Arten dagegen, wie das südafrikanische Quagga, gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft. Am Kap hat man diese schon vor zwanzig Jahren als Zugtiere arbeiten sehen. Noch bessere Erfolge erwartet man neuerdings von den Kreuzungsversuchen

zwischen dem Zebra und dem Pferd oder dem Maulesel. Die daraus hervorgehenden Zwitter, „Zebroide“ genannt, sind höchst gelehrt und lassen sich leicht zähmen. Sie haben eine erstaunliche Muskelkraft und zeichnen sich durch ihre Immunität gegen die De-Fliege aus, die so viele Pferde zugrunde richtet, ein Vorzug, der in Südafrika von besonderer Bedeutung ist. Man hofft, den Maulesel durch das Zebroid, vorzüglich für Arbeiten in den Tropen, vollständig ersetzen zu können. Bekanntlich wurden in Deutsch-Südwestafrika schon gelungene Versuche gemacht, das Zebra als Reittier zu benutzen.

Eine neue Erklärung der Kometenschweife. Ueber die Natur der Kometenschweife sind schon so viele Vermutungen geäußert und mit Gründen belegt worden, daß es kaum möglich erscheinen sollte, noch neue zu finden. Früher hat man ihr Leuchten elektrischen Vorgängen zugeschrieben, ähnlich denen, die beim Durchgang elektrischer Entladungen durch verdünnte Gase eintreten. Dann nahm der berühmte schwedische Physiker Arrhenius eine Idee von Kepler wieder auf, die sich auf die Tatsache gründet, daß sich die Kometenschweife immer in einer Richtung zeigen, die dem Sonnenstand entgegengesetzt ist. Daraus ergibt sich der Schluß, daß sie durch einen vom Licht ausgeübten Druck erzeugt werden, dessen sichtbare Wirksamkeit freilich eine außerordentlich feine Verteilung des Stoffes voraussetzt. Das Leuchten der Schweife würde damit allerdings noch keine Deutung

finden, für die man demnach auf die frühere Anschauung angewiesen war. Jetzt hat der Astronom Houllevigue in der „Revue Scientifique“ eine neue und durch ihre Einfachheit verführerische Aufklärung gegeben. Er geht davon aus, daß der leuchtende Kern der Kometen Elektronen, die Körperchen, unter denen man sich die Elemente der elektrischen Energie vorstellt, in den Weltraum hinaus schleudert. Diese würden dann selbst in der äußerst dünnen Atmosphäre, die den Kern auf allen Seiten umgibt, ein Leuchten hervorbringen. Da sich nun die Sonne nach den neuen Forschungen von Professor Hale wie ein negativ elektrisch geladener Körper verhält, so wird er die Elektronen derselben elektrischen Ladung zurückstoßen. Diese Elektronen werden infolgedessen in den Teil des Kometen hineingeschleudert, der der Sonne abgewandt ist, und rufen beim Aufsprall

trachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.“ Es mag in diesem Zusammenhange daran erinnert werden, daß Goethe seine Reisen in den Alpen poetisch eigentlich nur im „Faust“ verwertet hat, während Schiller, der die Hochgebirgsnatur nie kennen gelernt hat, sie nicht nur im „Wilhelm Tell“, sondern auch im „Alpenjäger“ im „Berglied“ wundervoll schilderte.

Der gute Junge. Ein elegant gekleideter Herr setzte sich im Park auf eine Bank und genoß die schöne Sommerluft. Nicht weit von ihm saß ein kleiner Junge im Gras und sah den Herrn unverwandt an. Schließlich sagte der Herr: „Warum gehst Du nicht hin und spielst mit den andern Kindern!“ — „Ich mag nicht!“ sagte der Junge. — „Aber ein Junge in Deinem Alter spielt doch gern!“ — „Nein, danke,“ sagte der Knabe höflich, „ich möchte zuhause sein, wenn Sie aufstehen. Ein Mann hat die Bank da eben erst frisch gestrichen!“

Vorsichtig. Ein Patient, der von einem berühmten Arzte geheilt worden war, sagte: „Schicken Sie mir bald die Rechnung.“ — „Das eilt nicht so, erst müssen Sie wieder ganz kräftig werden, lieber Herr!“ erwiderte beruhigend der Arzt.

Sein Anteil. „Ja, schämt Ihr Bengels Euch denn nicht, alle drei auf den einen los zu prügeln?“ — „Er hat uns gefaßt, beim Nachbarn ging's fein, Nessel zu stechen, — wir sollten ihn aber auch weiche mitbringen. Und nun kriegt er seinen Anteil von dem, was wir erwünscht haben.“

Neuzeltlich. „Muß man hier eine Kurtaxe zahlen?“ — „Eine Kurtaxe nicht, aber eine Kraxeltaxe. Der Berg gehört nämlich dem Hotelbesitzer.“

Gute Entfettungskur. „Sie wollten heuer doch nach Marienbad zur Entfettungskur?“ — „Nein, wissen Sie, ich habe sämtliche Koffer meiner verreisenden Gattin und Schwiegermutter gepackt, und da habe ich Marienbad nun nicht mehr nötig.“

Unter Vorbehalt. „Sagen Sie, ist der Meier eigentlich ein anständiger Mensch?“ — „Ich weiß nicht, von der Seite habe ich ihn noch nicht kennen gelernt.“

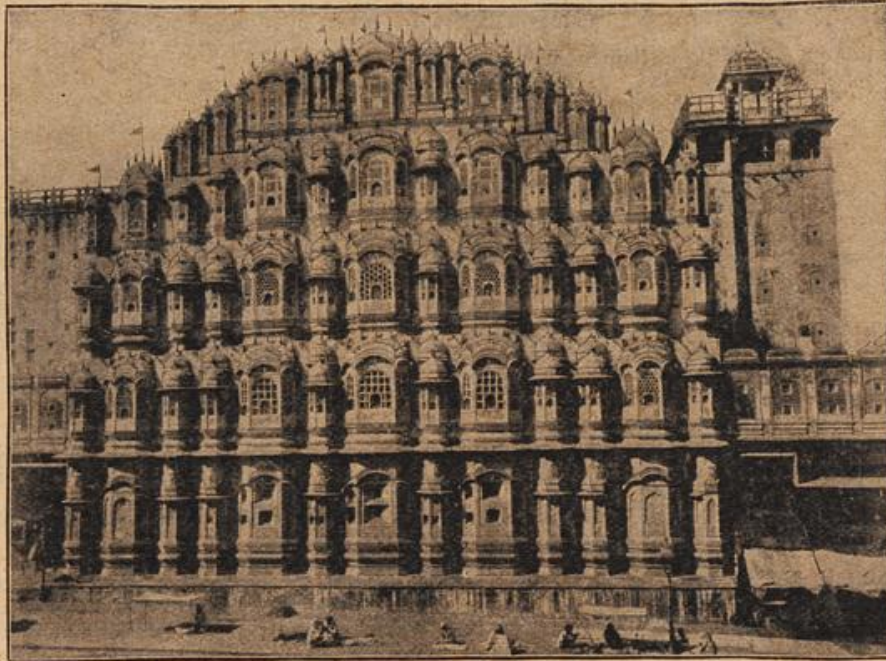
Rätsel.

Kennt Du das Weib im schwarzen Kleide,
So still und ernst und doch so mild?
Im Haare köstliches Geschmeide,
Im Arme einen blanken Schild.
Wo sie erscheint im Schlachtgesilde,
Schweigt aller blut'ge Kampf und Streit;
Denn vor dem Glanz aus ihrem Schilde,
Da wird es Friede weit und breit.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

A, A, A.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Mühlb.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess. u. (Mühlb.).



Ein interessantes Gebäude in Indien: Das Palais der Winde in Jaipore.

auf die Moleküle der gasigen Kometenatmosphäre Lichterscheinungen hervor. Daraus würde also das gesamte Verhalten der Kometenschweife zu verstehen sein.

Wie dachte Goethe über die Alpen? In dieser Zeit, da so viele Menschen in der Schweiz und in Tirol herumtrazeln, wird auch die Frage aufgeworfen, wie sich Goethe zur Alpennatur gestellt hat. Da kann man nur sagen, daß der junge Goethe ganz anders über sie gedacht hat als der alte. Am 3. Oktober 1779 schrieb er nach einer Wanderung in dem wildromantischen Birschtale des Jura an Frau v. Stein: „Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird dadurch ganz ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen.“ Der alternde Goethe dagegen sagt in einem Gespräche zu Eckermann: „Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht be-